

**Regina Radlbeck-Ossmann | Halle**

geb. 1958, Professorin für Systematische Theologie  
(Dogmatik) an der Martin-Luther-Universität

regina.radlbeck-ossmann@kaththeol.uni-halle.de

## Offenbarung in Tat und Wort

Papst Franziskus war gerade einmal 14 Tage im Amt, als er sich in einer Ansprache kritisch an die Theolog(inn)en wandte. Er legte nahe, mehr über die Anwesenheit Gottes in der Welt nachzudenken. Die Mahnung war berechtigt, hatte man diese Thematik doch tatsächlich lange Zeit ausgeblendet. Die Rede von einem in der Welt anwesenden Gott ist dadurch zu einem Glaubensinhalt geworden, auf dem eine gewisse Unsicherheit zu liegen scheint.

Das vom Papst angemahnte Defizit zeigt sich besonders deutlich darin, dass Theologie und Verkündigung schon die biblisch bezeugte Anwesenheit Gottes in der Welt nur zögerlich aufgreifen. Allgemein anerkannt ist zwar, dass die göttliche Offenbarung sich in Wort und Tat vollzieht. In der Regel stützen theologische Aussagen sich jedoch erheblich stärker auf das biblisch bezeugte Wort als auf die ebenfalls bezeugte Tat. Die Dynamik, welche die Evangelien dem sozial integrativen wie auch dem heilenden Handeln Jesu zuschreiben, fließt nur selten in theologische Argumentationen ein. Nun steht die Aufarbeitung dieser Schieflage an. Von der Anwesenheit Gottes in der Welt wird nämlich nur angemessen sprechen können, wer die biblischen Grundlagen dieser Rede zuverlässig einbezieht.<sup>1</sup>

Der vorliegende Beitrag bemüht sich um erste Klärungen. Er faltet zunächst aus, was das II. Vaticanum meint, wenn es Offenbarung als Selbstmitteilung Gottes beschreibt. In die fundamentaltheologisch ansetzende Argumentation ist der Bericht über eine überraschend andere Seminarsitzung eingefügt. Die darin beschriebenen Erfahrungen zeigen, wie ertragreich eine Theologie sein kann, die aus der Mitte der eigenen Person heraus entwickelt wird. Das Ende des Beitrags greift auf diese Erfahrungen zurück. Sie stützen dort das Plädoyer für eine Theologie, die es wagt, stärker als bisher Bekenntnis zu sein. Ohne den starken Rückbe-

<sup>1</sup> Vgl. R. Radlbeck-Ossmann, *Offenbarung pars pro toto? Die vernachlässigte Tatoffenbarung als Problem für Theologie und Kirche*, in: ETL 92 (2016), 73–107.

zug auf die eigene Glaubensüberzeugung dürfte eine Reintegration der seit langem brachliegenden Tatoffenbarung nämlich nicht zu leisten sein.

### Eine überraschend andere Seminarsitzung

Es ist schon mehr als drei Jahre her, aber ich erinnere mich genau. Das Seminar befasste sich unter einer dogmatischen Perspektive mit dem Sakrament der Vergebung, in der konkreten Sitzung ging es um den Stellenwert der Vergebung in der Botschaft Jesu. Im Vorgespräch hatte ich mit der Studentin, die die Sitzung zu gestalten hatte, Grundlinien vereinbart. Dabei hatte ich ihr angeraten, an mindestens einer Stelle exemplarisch zu werden und in die Tiefe zu arbeiten. Als besonders geeignet hatte ich Joh 8 empfohlen, die Perikope von der Begegnung Jesu mit der Ehebrecherin.

In der Sitzung selbst kommt alles ganz anders. Die Studentin verfährt, als habe es keinerlei Absprachen gegeben. Abgespult wird, was während der ersten Semester in den biblischen Wissenschaften gelernt wurde. Die genannten Fakten sind korrekt und relevant, den Anwesenden aber längst bekannt. Darüber hinaus werden sie aufgelistet, ohne dass irgendein systematisch-theologischer Mehrwert entsteht. Die Studentin macht keinen Versuch, aus dem Text und seinen zeitgeschichtlichen Zusammenhängen ein griffiges Verständnis dessen zu entwickeln, was Vergebung in der Botschaft Jesu bedeutet.

Für den Fortgang des Seminars hängt viel am Ertrag gerade dieser Sitzung, deshalb schalte ich mich ein. Meine Studierenden sollen nicht nur wissen, was in Joh 8 geschildert wird, sondern auch verstehen, was dort geschieht. Ich ergreife das Steuer und setze spontan auf eine persönliche Konfrontation mit dem Text.

1, 2, 3 und wieder 1, 2, 3, ich lasse durchzählen. Die erhaltene Ziffer bestimmt ohne Ansehen der Person und des Geschlechts über die Rolle, die einem jeden zufällt. Bei 18 Studierenden ergibt das sechsmal die Ehebrecherin und ebenso oft einen der Männer, die mit der Faust einen Stein umklammern, bzw. einen aus der Menge der Zuschauer(innen), die sich auf dem Richtplatz in Jerusalem versammelt haben. – Ein Rollenspiel in einem dogmatischen Seminar? Meine Studierenden schauen mich leicht irritiert an. Die Aufgabe lautet: „Sie verlassen jetzt den Seminarraum und suchen sich irgendwo im Gebäude einen Platz, an dem sie allein sind. Dort loten Sie in Zwiesprache mit sich selbst ihre Rolle aus. Sie sind die Ehebrecherin, einer der Steiniger oder einer der Zuschauer. Nun zu ihrem Zugang: Sie arbeiten nicht mit ihren rationalen Kräften, sondern ausschließlich mit ihren Empfindungen. Allen analytischen Gedanken, die ihr Verstand ihnen zuspielt, gebieten Sie Einhalt, um dieses eine Mal ausschließlich wahrzunehmen: Was schießt den Personen der biblischen Handlung durch den Kopf? Was bewegt ihr Innerstes? Wovon sind sie getrieben? – Die im Text geschilderte Begegnung ist kurz, aber dicht. Dehnen Sie also die Zeit und spüren Sie Sekunde für Sekunde dem Gesche-

hen nach: Mit welchen Erwartungen betreten Sie den Richtplatz? Wie empfinden Sie die Anwesenheit Jesu? Was fühlen Sie, als dieser aufgefordert wird, ein Urteil abzugeben, was, als er sich diesem Ansinnen entzieht und sich stattdessen bückt, um mit dem Finger auf die Erde zu schreiben? Und schließlich: Wie ist es für Sie, als er sein berühmtes Wort vom ersten Stein spricht? – In einer Viertelstunde sind alle wieder an Ort und Stelle, und wir sprechen auf dieser neuen Basis weiter.“ Etwas zögernd verlassen die Studierenden ihre Pulte, Mappen und Laptops. Ich bin allein im Seminarraum und denke als erstes: „Ob das wohl gut geht?“ Dem schiebe ich jedoch sogleich ein beruhigendes „einen Versuch ist es wert“ hinterher.

Die Aktion trägt Früchte. Meine Studierenden kommen zurück, und der Raum, in dem unser Diskurs sich eben noch träge dahinschleppte, füllt sich mit Dynamik. Schon die Art, in der die jungen Leute ihren Platz wieder einnehmen, lässt erkennen, dass sie zu einer Position gefunden haben. In der verbleibenden Sitzungszeit arbeiten wir uns immer tiefer hinein in die Problematik von Schuld und Scham, in Fragen der Normenbegründung und der Normengerechtigkeit, in Reflexionen über Versagen, Verurteilung und Selbstverurteilung. Wir sprechen über den Vertrauensbruch, den ein Ehebruch darstellt, wie über Intimität, die vor das Auge der Öffentlichkeit gezerrt wird. Wir erläutern die Provokation, die ein Regelbruch für eine Rechtsgemeinde darstellt, und sprechen über die Angst vor sozialer und physischer Auslöschung. Wir blicken auf das Verhalten der Menge, berücksichtigen traumatisierende Erfahrungen, die die Zeugen einer Gewalttat regungslos an einen Ort bannen, denken aber auch an die Sensationsgier, mit der Menschen fremde Schuld begaffen, um mit ihrer eigenen etwas leichter leben zu können. Im Umfeld dieser neuen, vertieften Auseinandersetzung mit der biblischen Szene gewinnen die Studierenden Einblick in die verwandelnde Kraft der Vergebung, wie sie aus der Botschaft Jesu hervorleuchtet. Vor dem Hintergrund dieser Einsichten sind plötzlich alle Seminarteilnehmer(innen) in der Lage, die richtigen Worte zu finden und aus sich selbst heraus zu argumentieren. Durch die Arbeit an ihrer Rolle ist ihnen aufgegangen, was die von Jesus angestrebte höhere Gerechtigkeit meint. Nun können sie nachvollziehen, dass diese Gerechtigkeit jeden der an der Szene Beteiligten wie auch jeden der späteren Leser(innen) zu einem persönlichen Wachstum auffordert.

Diese Erfahrung zähle ich zu den glücklichsten Stunden meiner akademischen Lehrtätigkeit. Das didaktische Experiment hat mich erleben lassen, dass nicht nur die Vernunft, sondern auch Empfindungen und Gefühle zu belastbaren theologischen Einsichten führen können, Einsichten, die keineswegs nur individuell, sondern sehr wohl auch mitteilbar und befragbar sind. Die Erfahrung im Seminarraum drängt mich, über die universitäre Lehre hinaus in einer Problematik weiter zu denken, die mich im Bereich der Forschung beschäftigt. Es ist dies die Frage, wie die in Theologie und Verkündigung weitgehend brachliegende Tatoffenbarung erschlossen werden kann.

## Ereignis der Zuwendung Gottes zu seiner Welt

Das Christentum nimmt im Kreis der Offenbarungsreligionen eine Sonderstellung ein. Während alle anderen Religionen von Offenbarung ausschließlich in Form von Botschaften sprechen, die die Gottheit kundtut und die Vermittlergestalten sodann überbringen, spricht das Christentum darüber hinaus von der Menschwerdung des Sohnes Gottes und damit von der wirklichen Anwesenheit Gottes in der Welt. Mit dieser Aussage ist ausgedrückt, dass der unendliche Abstand zwischen Gott und Welt, Schöpfer und Geschöpf, nicht nur kurzzeitig überbrückt, sondern durch Gott selbst aufgehoben ist. Gott wird dadurch nicht selbst zum Geschöpf. In der Inkarnation seines Sohnes begründet er jedoch eine Beziehung bleibender Nähe.

Das Neue Testament erzählt, wie Gottes Gegenwart in Jesus von Nazareth leibhaftig konkret erfahren werden konnte. Es verweist darauf, dass der Auferstandene den Seinen nahe bleibt, um ihr Leben zu begleiten. Die im Letzten unfassbare Nähe des christlichen Gottes zu seiner Welt zeigt sich darin, dass Offenbarung, christlich gesprochen, nicht nur im Wort geschieht, sondern darüber hinaus in den vielfältigen Formen von Erfahrung Gestalt gewinnt, die ein Mensch mit einem personalen Gegenüber machen kann.

In der Geschichte der Kirche bildete sich zunächst ein Offenbarungsverständnis aus, das diese Besonderheit nur eingeschränkt wiedergab. Jesus, der Mensch unter Menschen war, rückte dadurch in immer größere Ferne. Geschichtliche Entwicklungen und politische Interessen kamen hinzu. Bald schon war der Bruder der Menschen zum Christkönig geworden, und auch auf dem Antlitz dessen, den der Sohn einst liebevoll „Abba“, Papa, genannt hatte, gewannen hoheitliche Züge die Oberhand. Unter diesen Vorgaben fiel es schwer, die Nähe, die Gott von sich aus eröffnet hatte, weiter wahrzunehmen. Seine Hoheit schien im Gegenteil Distanz zu gebieten. Das beeinflusste den Umgang mit der Offenbarung. Ihr entnahm man nun ausgewählte Botschaften und verstand diese wie göttliche Verlautbarungen. Dadurch wurde Gott zu einer Art oberstem Gesetzgeber und die Offenbarungsinhalte zu Vorgaben, denen der Mensch zu gehorchen hatte.

Erst im 20. Jh. hat die Theologie die Besonderheit des Christentums wieder herausgearbeitet und Offenbarung als Selbstmitteilung Gottes gefasst. Das neue Verständnis sieht die Offenbarung als dynamisches Geschehen, bei dem Gott mit den Menschen in Beziehung tritt und ihnen immer wieder neu als liebendes Gegenüber begegnet, das auf ihre Antwort wartet. Nicht mehr hierarchisch-gesetzgeberische, sondern personal-dialogische Kategorien stehen nun im Mittelpunkt. Auch geht es nun nicht mehr vorrangig um einzelne Sprechakte. Alles an der Begegnung zwischen Gott und Mensch ist nun Offenbarung.

## Die revelatorische Qualität göttlicher Werke

Das neue Offenbarungsverständnis fand Eingang in die Beschlüsse des II. Vaticanums. Die Konstitution über die Offenbarung, *Dei verbum*, führt näher aus, was Offenbarung als Selbstmitteilung Gottes zu bedeuten hat. Dabei erklärt das erste, programmatisch zu verstehende Kapitel: „Das Offenbarungsgeschehen ereignet sich in Tat und Wort, die innerlich miteinander verknüpft sind: die Werke nämlich, die Gott im Verlauf der Heilsgeschichte wirkt, offenbaren und bekräftigen die Lehre und die durch die Worte bezeichneten Wirklichkeiten; die Worte verkündigen die Werke und lassen das Geheimnis, das sie enthalten, ans Licht treten“ (DV 2). Diese Ansage stellt klar, dass Worte und Taten zwei voneinander verschiedene, doch aufeinander bezogene und gleichermaßen unverzichtbare Ausdrucksformen der göttlichen Offenbarung darstellen.

Darüber hinaus weist die Passage der Tatoffenbarung tendenziell einen Vorrang vor der Wortoffenbarung zu. Die im herkömmlichen Verständnis eher vernachlässigten Taten sind gegen die Regel des sprachlich Üblichen erstgenannt (DV 2). Über diese stilistische Besonderheit hinaus wird die Bedeutung der Tat sodann auch inhaltlich bekräftigt. Der Text betont, dass es gerade die Taten sind, in denen Gott zur Welt kommt. Sie machen die Zuwendung Gottes zur Welt erfahrbar. Von den Worten hingegen heißt es lediglich, dass sie das in den Werken enthaltene Geheimnis Gottes ans Licht treten lassen. Mit dieser auffallenden Betonung der Tat unterstreichen die Konzilsväter, dass Gottes Selbstmitteilung primär als Ereignis zu würdigen ist, zu dem das deutende Wort hinzutritt.<sup>2</sup>

## Die Tatoffenbarung: weithin vernachlässigt

Die nachkonziliare Theologie hat das neue Offenbarungsverständnis entschieden positiv aufgenommen, die Vorgaben des Konzils aber nur unvollständig umgesetzt. Während einzelne Facetten des neuen Paradigmas zuverlässig und mit großem Gewinn eingebracht wurden, steht eine angemessene Integration des göttlichen Offenbarungshandelns und damit eine Auslegung der Tatoffenbarung nach wie vor aus.

Entwürfe, die das biblische Zeugnis eines in der Geschichte anwesenden Gottes wirklich aufgreifen und es für die eigene Reflexion fruchtbar machen, sind eher die Ausnahme als die Regel.<sup>3</sup> Von einer angemessenen Integration der Tatoffenbarung kann meist schon deshalb keine Rede sein, weil der geringe Seitenumfang, den die Reflexion der Werke einnimmt, dies nicht zulässt. Das

2 So auch K. Rahner / H. Vorgrimler in ihrer Einführung zum Dokument, in: dies., *Kleines Konzilskompendium*. Freiburg i. Br. <sup>10</sup>1975, 362.

3 Eine relativ detaillierte Übersicht findet sich in: R. Radlbeck-Ossmann, *Offenbarung pars pro toto?*, 83–86 [s. Anm. 1].

Gewicht des göttlichen Offenbarungshandelns wird auch dort nicht angemessen gewürdigt, wo dieses Handeln zwar in Umrissen benannt, aber nicht erschlossen und mit den Inhalten der Wortoffenbarung verknüpft wird. Faktisch stellen viele dogmatische Werke lediglich exegetische Ergebnisse vor, ohne diese in eine eigene systematisch-theologische Reflexion einzuarbeiten. Auf bloßes Referieren beschränkt man sich insbesondere dort, wo die Wundertätigkeit Jesu zu erläutern ist. Bisweilen geschieht selbst das noch im Ton innerer Distanziertheit. Die Darstellung wirkt dadurch wie eine reine Pflichtübung. Unbeantwortet bleibt, was die biblisch bezeugten Machttaten Jesu heute über die Heil schaffende Nähe Gottes zu den Menschen aussagen. Die vom Konzil geforderte konsequente Erschließung der in den Taten aufscheinenden Gegenwart Gottes wird gerade nicht eingelöst.

Nicht viel besser steht es um die kirchliche Verkündigung. Die Leseordnung spart nicht mit Perikopen, die von einem Handeln Gottes in der Geschichte berichten. Die Auslegung dieser Stellen gerät jedoch oft auffallend dünn. Man gewinnt den Eindruck, der Sprecher sei nicht wirklich überzeugt von dem, was er vorträgt. Steht gar eine Wundererzählung an, so spitzt die Sache sich meist noch einmal gehörig zu. Dann suchen auch die Prediger nach sicheren Auswegen und bedienen sich dazu eben der Vermeidungsstrategien, die sie in der theologischen Literatur finden.

## Historische Gründe

Die Vernachlässigung der Tatoffenbarung in Theologie und Kirche dürfte v.a. auf historische Gründe zurückgehen. Vermutlich spielt dabei auch der für das Abendland typische Logozentrismus eine Rolle. Wo nicht leiblich-körperliche, sondern geistig-worthafte Kategorien im Vordergrund stehen, hat das Wort immer schon eine größere Chance rezipiert zu werden als die Tat. In der Aufklärung wurde diese Grundprägung noch einmal verstärkt. Die Vernunft galt nun als der einzig angemessene Zugang zur Wirklichkeit. Das im Christentum an sich gut ausbalancierte Spannungsgefüge von Glaube und Vernunft kam dadurch aus dem Gleichgewicht.

Den Fortgang der Diskussion bestimmten die insbesondere in den Naturwissenschaften erreichten Fortschritte. Man arbeitete unter der Vorgabe eines methodischen Atheismus. Dies wurde zum Problem, als man die gewonnenen Einsichten verallgemeinerte und sie zu einem Weltbild ergänzte. Dieses Weltbild beschrieb die Wirklichkeit mechanistisch als komplexes System, das lückenlos aus natürlichen Ursachen erklärbar war. In einer Welt, die wie ein Uhrwerk nach allgemein einsehbaren Regeln ablief, war für ein Handeln Gottes definitionsgemäß kein Platz mehr. Damit aber war aus dem methodischen Atheismus unversehens ein metaphysischer geworden.

Theologie und Kirche konnten den Anforderungen der Zeit nur standhalten, indem sie sich so gut es ging auf die herrschenden Bedingungen einstellten. Dies

fürhte zu folgenschweren Verkürzungen. Weil das Gegenüber allenfalls bereit war, einen deistischen Gott anzunehmen, der den weltlichen Abläufen aus sicherer Distanz heraus zusah, ohne je in diese einzugreifen, sprachen Theologie und Verkündigung immer seltener von der als anstößig empfundenen Anwesenheit Gottes in der Welt. Um nicht immer wieder in fruchtlose und zermürbende Debatten zu geraten, hielt man sich mit Aussagen zu einem Handeln Gottes in der Geschichte bald ganz zurück und tabuisierte insbesondere so prekäre Inhalte wie die Wundertätigkeit Jesu.

Die Naturwissenschaften haben sich heute längst selbst vom mechanistischen Weltbild verabschiedet. Sie sehen sich mit Ergebnissen konfrontiert, die in ein offenes System weisen. Mit dem Entwurf ganzer Weltbilder ist man deshalb vorsichtig geworden, und auch ein Handeln Gottes in der Welt will man nun nicht mehr prinzipiell ausschließen. Damit haben sich neue Gesprächsmöglichkeiten zwischen Theologie und Naturwissenschaften ergeben, doch haben diese die theologische Praxis bislang nicht wirklich verändert. Die Scheu, von einem Handeln Gottes in der Welt zu sprechen, ist nach wie vor groß. Über die historischen Erfahrungen hinaus dürfte dies mit methodischen Hemmnissen zusammenhängen.

### Methodische Gründe

Ein erstes methodisches Hemmnis liegt in der Beschränkung auf einen strikt rationalen Zugang. Am Wert rationaler Kategorien kann kein Zweifel bestehen. Soll nämlich der ganze Mensch in der Lage sein zu glauben, dann muss auch sein Verstand dies bejahen können. Doch hat dieser rationale Zugang zum Glauben auch seine Grenzen. Die in der Offenbarung erfolgende liebende Zuwendung Gottes zu seiner Welt kann mit rationalen Kategorien allein nicht adäquat erfasst werden. Bekanntlich scheitern strikt rationale Zugänge schon daran, eine menschliche Liebesbeziehung in allen relevanten Aspekten zu erklären.<sup>4</sup> Da die ereignishaft Qualität der Offenbarung in der Tatoffenbarung besonders stark zum Ausdruck kommt, wirkt die exklusive Verwendung rationaler Kategorien verständlicherweise gerade in diesem Bereich begrenzend.

Ein zweites, ebenfalls methodisch begründetes Hindernis stellt die angemessene Erschließung der Tat dar. Unsere Hermeneutik hat sich seit der Antike am Verständnis von Texten ausgebildet. Damit ergibt sich die Frage, ob die am Wort erarbeitete Kunst der Auslegung in gleicher Weise verwendet werden kann, um eine Tat zu verstehen. Wenngleich es Grenzsituationen gibt, in denen eine Tat zum Wort oder ein Wort zur Tat wird, so bestehen zwischen beiden Ausdrucksformen doch erhebliche Unterschiede. Eine präzise Abgrenzung fällt schwer. In

4 Vgl. O. Mitscherlich-Schönherr, *Die Erkenntnis der Liebe*. Unveröffentlichtes Manuskript, zugänglich unter: [https://epub.ub.uni-muenchen.de/12503/1/Die\\_Erkentnis\\_der\\_Liebe.pdf](https://epub.ub.uni-muenchen.de/12503/1/Die_Erkentnis_der_Liebe.pdf) (Stand: 31.07.2017]

jedem Fall aber haftet die Tat wesentlich stärker an der gegebenen Wirklichkeit als das Wort. Die Tat kann von den Bedingungen der konkreten Situation nämlich nicht absehen, das Wort hingegen kann sich davon freimachen und sich auf Vergangenes ebenso richten wie auf Zukünftiges. Dem Wort eignet damit eine größere Reichweite und Beweglichkeit, aber auch eine größere Flüchtigkeit. Scheint das Wort dem Geistigen näher zu stehen, so hat die Tat offenkundig einen stärkeren Bezug zur Leiblichkeit. Damit kommt eine Komplexität ins Spiel, von der eine Hermeneutik des Wortes leicht überfordert ist. Die weithin fehlende Rezeption der Tatoffenbarung dürfte deshalb auch mit dem Fehlen einer Hermeneutik der Tat zu tun haben. Bedenkt man, wie lange es gedauert hat, bis eine verlässliche Hermeneutik des Wortes zur Verfügung stand, so wird man mit einer belastbaren Hermeneutik der Tat nicht in absehbarer Zeit rechnen können.

### Ansatz bei der eigenen Glaubensüberzeugung

Die Reintegration der lange vernachlässigten Tatoffenbarung ist eine große und schwierige Aufgabe. Ihre Bewältigung hat jedoch nicht nur mit alten Hemmnissen zu rechnen, sie darf auch neue Freiheiten für sich in Anspruch nehmen. Die für die Aufklärungszeit typischen Beschränkungen gelten nicht mehr. Im Unterschied zu damals findet die Theologie sich heute in einer Situation wieder, die in erheblich größerem Maße mit dem Geheimnis aller Wirklichkeit rechnet. Inzwischen weiß man nicht nur um die Möglichkeiten, sondern auch um die Grenzen menschlicher Vernunft. So hat man sich im Kreis der Wissenschaften längst damit arrangiert, dass gerade besonders komplexe Sachverhalte nur unter einander komplementär ergänzenden Perspektiven betrachtet werden können. Daher akzeptiert man eine Vielzahl von Ansätzen, so lange diese sich an den Standards wissenschaftlicher Rede ausrichten. Diese sehen vor, dass eine Erklärung ihren Standpunkt klar macht, indem sie etwa erläutert, unter welcher Perspektive sie die infrage stehende Wirklichkeit betrachtet. Sodann hat die Auslegung dieses Standpunktes vernünftig zu erfolgen. Ist dies erfüllt, so beurteilt man eine Erklärung schließlich nach ihrer Leistungsfähigkeit. Unter diesen neuen Vorgaben müssen Theolog(inn)en nicht mehr fürchten, von vorneherein als unwissenschaftlich zu gelten, wenn sie von einer Anwesenheit Gottes in der Welt sprechen.

Den im wissenschaftlichen Gespräch geforderten klaren Standpunkt braucht auch der Glaube. Versteht man Offenbarung mit dem II. Vatikanum nämlich als Selbstmitteilung Gottes, so kommt die Dynamik des göttlichen Handelns nicht schon dort an ihr Ziel, wo Gott sich äußert, sondern erst dort, wo der Mensch sich in der Mitte seiner Person vom Offenbarungsgeschehen betroffen lässt. Die religiöse Sprache spricht von „Ergriffenheit“ und beschreibt damit eine Ereignisfolge, die nicht nur die rationalen Kräfte einer Person, sondern auch die affektiv-werthaftern Komponenten ihres Erkennens bindet und darüber hinaus auf die

leiblichen Dimensionen ihrer Existenz ausgreift. Uneingeschränkt personal ist der Glaube dort, wo er nicht nur Haltungen stützt, sondern eine Praxis begründet, die unter dem Ruf der Nachfolge steht. Bei dieser Ergriffenheit ist deshalb auch theologisch anzusetzen, wenn es darum geht, die Rede von der Anwesenheit Gottes in der Welt öffentlich zu verantworten.

Der gläubige Mensch findet in dieser Ergriffenheit zu einer Gewissheit, die selbst mit abgebrochenen Traditionen und methodischen Beschränkungen noch umzugehen weiß. Damit ist keineswegs einer religiösen Innerlichkeit das Wort geredet. Theologie ist stets ein öffentliches Unternehmen und als Wissenschaft zudem an rationale Kriterien gebunden. Der Bezug auf die eigene religiöse Überzeugung benennt deshalb eine Voraussetzung, die als solche nie nur empfunden, sondern stets reflektiert ist. Erst dort, wo die eigene religiöse Erfahrung im wohlwollend kritischen Austausch mit gläubigen wie mit ungläubigen Menschen gereift ist, kann sie Fundament, Richtung und Motivation theologischer Arbeit sein. Die für die biblische Tradition zentrale Aussage eines in der Welt anwesenden Gottes muss deshalb auch ein zentraler Inhalt der Theologie sein. Nur eine Theologie, die dies anerkennt und umsetzt, spricht authentisch von dem Gott, der sich selbst als der „Ich bin da“ vorgestellt hat.

Auf die Frage, wie diese Umsetzung aussehen kann, gibt es viele Antworten. Um wenigstens eine davon zu benennen, sei exemplarisch auf die eingangs geschilderte Seminarsitzung verwiesen. Sie machte in ihren Schwächen deutlich, dass ein Zugang, der die persönliche Glaubensüberzeugung ausblendet und in die Argumentation lediglich das einbringt, was ohnehin unwidersprochen ist, theologisch unredlich und wissenschaftlich unfruchtbar ist. In der Seminarsituation war dieser standpunktlose Zugang weder in der Lage, die Komplexität des biblischen Geschehens auszuloten, noch vermochte er es, dem biblischen Geschehen weiterführende Linien abzugewinnen. Hier sei der Hinweis erlaubt, dass der anfängliche Verlauf der Sitzung in seinen Strukturen wie in seinem Ergebnis das Muster abbildete, das ein Großteil der dogmatischen Literatur aufweist. Dieses Ausweichverhalten ist im einen wie im anderen Fall unbefriedigend.

Zu einer differenzierten, inhaltlich belastbaren und theologisch weiterführenden Argumentation kamen die Seminarteilnehmer(innen) erst, als sie es wagten, sich vor aller Reflexion von dem Offenbarungsgeschehen selbst betreffen zu lassen. Erst auf der Basis ihrer eigenen, im Glauben empfundenen und im Feuer gegenseitiger Kritik geprüften Werthaltungen konnten die Studierenden ermessen, in welcher Komplexität und Reichweite das in Joh 8 geschilderte Verhalten Jesu zu Schuld und Vergebung Stellung nimmt. Erst auf dieser Basis fanden die jungen Theolog(inn)en zu einer Gewissheit, die es ihnen erlaubte, aus sich heraus zu klären, transparenten und argumentativ verantworteten Lösungen zu kommen.

An diesem Punkt verknüpfen sich die Argumentationslinien dieses Beitrages zu einer These. Diese hält fest, dass von der Anwesenheit Gottes in der Welt nur

dann unverkürzt gesprochen werden kann, wenn dies aus der Mitte der eigenen Glaubensüberzeugung heraus erfolgt. Das persönliche Bekenntnis eines in der Gemeinschaft der Kirche gereiften Glaubens muss auch hierin vitaler Quellgrund der Theologie sein. Wo dieser klare Standpunkt gewagt wird, bauen theologische Argumentation nicht einfach nur auf Worte, die in einem Buch stehen, das besonderen Rang hat. Sie gründen dann im Zeugnis von Glaubenden, die gemeinsam mit anderen Glaubenden dafür einstehen, dass Gott das Leben aller Menschen und über sie hinaus das der ganzen Welt trägt.

Zunächst schien es, als habe Papst Franziskus den Theolog(inn)en lediglich ein Thema aufgegeben, das sie zusätzlich zu anderen zu bearbeiten haben. Nun aber zeichnet sich mehr und mehr ab, dass er ihnen mit eben diesem Thema wohl auch nahelegte, in einem neuen, ausdrücklicheren Stil Theologie zu treiben.

# A

### Lesetipp der Redaktion

aus dem Online-Archiv:  
[www.geistundleben.de](http://www.geistundleben.de)

**Bernhard Häring CSSR,**  
„Das Heilige“ Rudolf Ottos  
in der neueren Kritik,  
in: GuL 24 (1951), 66–71.